

# Die helvetische Gesellschaft und ihre Beziehungen zu Olten

Autor(en): **Haefliger, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch für Solothurnische Geschichte**

Band (Jahr): **21 (1948)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-323041>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

*Dr. Eduard Haefliger*

**Die Helvetische Gesellschaft und ihre  
Beziehungen zu Olten**



# Die Helvetische Gesellschaft und ihre Beziehungen zu Olten

Nach einem Vortrag,  
gehalten an der Jahresversammlung des Historischen Vereins am 11. Mai 1947

von Dr. Eduard Haefliger

---

*Mens agitat molem.*

## I. Die Mitglieder und ihre Bestrebungen.

Wir feiern heuer das hundertjährige Jubiläum unserer Bundesverfassung. Da scheint es nicht unangebracht zu sein, eines Vereines patriotischer Männer zu gedenken, der wie kein anderer für die Gründung des neuen Bundes gewirkt hat. Dies umso mehr, weil er anderthalb Jahrzehnt in unserem Kanton zu Olten zusammengekommen ist.

Die Helvetische Gesellschaft, um die es sich handelt, verdankt ihren Ursprung dem dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Basel. Bei diesem Anlass fanden sich die beiden Zürcher Salomon Gessner, der berühmte Idyllendichter, und Salomon Hirzel, der spätere Stadtschreiber, bei ihrem Freunde, dem Ratschreiber Isaak Iselin, auf Besuch. Zu ihnen gesellte sich noch der Obmann Schinz, der gerade von einer Frankfurter Messe nach Hause zurückkehrte. Von Mülhausen waren Stadtschreiber Josua Hofer und von Bern der Landvogt Bernhard Tschärner ebenfalls nach Basel gekommen. Dieser zählte zu den geistig hervorragendsten Bernern der damaligen Zeit und war ein Bruder von Niklaus Emanuel Tschärner, dem Freunde und Gönner Pestalozzis, der ihn als Arner in „Lienhard und Gertrud“ verewigt hat. Stadtschreiber Hofer war in der Folge ein treues Mitglied der Helvetischen Gesellschaft. Sein Trachten ging stets dahin, seiner Vaterstadt Mülhausen zur Aufnahme in den eidgenössischen Bund zu verhelfen, bis ihre Besetzung durch die Franzosen seinen Plänen für immer ein Ende bereitete. Iselin selbst nahm im damaligen Geistes-

leben Basels eine ähnliche Stellung ein, wie Jakob Burckhardt im 19. Jahrhundert. Er war ein Humanist von umfassender Bildung und zählte ebenfalls zum Freundeskreise Pestalozzis. Seinem ganzen Wesen nach war er Anhänger einer gemässigten Aristokratie und trotz offener Kritik an den bestehenden Zuständen ein Gegner jeder revolutionären Bewegung. Der wahre Patriotismus hatte nach ihm nichts Ausschliessliches und Engherziges an sich, sondern war, wie er in einer Präsidentialrede vor der Helvetischen Gesellschaft sehr schön ausführte, der Ausfluss reiner Menschenliebe.

Vor dem Abschied gelobten sich die Freunde, einander wiederzusehen und andere Bekannte zu einer Zusammenkunft einzuladen, sodass sie nach einem spätern treffenden Ausdruck zu einer eidgenössischen Tagsatzung werde. Schon längst hatten einsichtige und patriotische Männer die politischen und sittlichen Zustände in der Eidgenossenschaft mit Besorgnis wahrgenommen und nach einem Mittel zu ihrer Verbesserung gesucht. Zu ihnen zählte der luzernische Staatsmann Franz Urs Balthasar. Von ihm erschien 1758 eine anonyme Schrift unter dem Titel: Patriotische Träume eines Eidgenossen von einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen. Die Schrift, welche auf Veranlassung Iselins zu „Freistadt bei Wilhelm Tells Erben“ gedruckt wurde, war ein eigentlicher Alarmruf. „Man kann ja mit den Händen fühlen“, erklärte der Verfasser darin mit prophetischen Worten, „dass wir dem Ende unserer Freiheit und dem völligen Verfall ganz nahe sind.“ Als Mittel zur Abhilfe schlug er die Errichtung einer eidgenössischen Pflanzschule für junge Patrizier vor.

Am 3. Mai 1761 führten die Freunde ihren Vorsatz aus und fanden sich zu ihrer ersten Tagung im Bade Schinznach zusammen. Ausser den bereits Genannten erschienen noch zwei weitere Gesinnungsgenossen aus Basel und Zürich nebst dem berühmten Arzt und Philosophen Dr. Zimmermann aus Brugg und den beiden Domherren von Beroldingen. Johann Georg Zimmermann, einer der hervorragendsten Männer der damaligen Schweiz, lebte längere Zeit als Leibarzt des Königs von Hannover in Göttingen. Goethe erwähnt ihn in „Dichtung und Wahrheit“ mit Worten der Anerkennung. Doch hatte sich schon damals das Gemüt des Mannes stark verdüstert, sodass seine nächsten Angehörigen unter seiner Härte zu leiden hatten. Schriftstellerisch trat er hauptsächlich mit zwei Werken über die Einsamkeit und den Nationalstolz hervor, die von seinem philosophischen Geiste Zeugnis ablegen. Eine Stelle aus dem letztern Werke, die uns für die Anschauungen in der Helvetischen Gesellschaft besonders charakteristisch zu sein scheint, lautet: „Eine Nation wird niemals um ihre Ehre

kommen, wenn ihre Tugend nicht erkranket, und ihre Tugend wird solange nicht erkranken, als die Liebe zum Vaterland dem Geiste einen edeln und freien Schwung gibt.“ Dieser Gedanke an die Tugend als Grundlage des Staates zieht sich durch die meisten Reden der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach und Olten.

Die beiden Beroldingen, Domherren zu Speyer und Hildesheim, stammten aus einem Zweige des berühmten Urner Geschlechtes, der sich in Deutschland niedergelassen hatte und dort heute noch bestehen soll. Der eine der beiden war 1784 Präsident der Helvetischen Gesellschaft in Olten und hat sich neben vielen andern Mitgliedern auch poetisch betätigt.

Nach 1761 erweiterte sich der Freundeskreis durch Zuzug aus andern Orten. Zwei Jahre später erschienen mit Karl Stephan Glutz und Kantor Hermann auch die ersten Solothurner zur Tagung in Schinznach. Diese dauerte in der Regel drei Tage und fand ihren Höhepunkt am zweiten Tage mit dem Festmahl und der Rede des Präsidenten. Dabei machte der Becher die Runde, der von einem hölzernen Postamente, einem Werke des Bildhauers Trippel von Schaffhausen, losgeschraubt werden konnte. Das Werk war ein Geschenk der Basler an ihre Freunde und stellte Wilhelm Tell dar, wie ihm der Knabe den durchschossenen Apfel überreicht, und entsprach in seiner Darstellung so recht dem humanen und patriotischen Geiste der Gesellschaft. Der Becher mit der Inschrift „Eidgenössischer Freundschaft heilig“ wurde jedesmal mit dem Schweizerblut gefüllt, das von den Reben auf dem Schlachtfeld von Sankt Jakob an der Birs gekeltert worden war. Wenn er an der Tafel kreiste, erschallte gewöhnlich das Trinklied des Solothurners Urs Joseph Lüthy oder das berühmte Oltner Toleranzlied des Domherrn Joseph von Beroldingen, von dem wir zwei Strophen anführen:

Lasst die Oltner Mädchen kommen,  
Deren Hut so niedlich sitzt;  
Euer Gruss sei von den frommen  
Jungfernstimmen unterstützt.

Singt vereint die reinen Freuden,  
Die ein Schweizerherz gewinnt,  
Wenn es Leute von den beiden  
Glaubenslehren einig findet.

Es gab neben dem genannten Becher aus Glas noch einen aus Silber, der bei den Tagungen im Kreise herumging. Er war 1653 von der Oltner Bürgerschaft dem Altrat und Rittmeister Benedikt Glutz zum Geschenk gemacht worden, weil er im Bauernkrieg gegen die Brandschatzungen

Werdmüllers in Schönenwerd protestiert hatte, was Martin Disteli später in seinem Kalender zur Darstellung brachte. Auf dem Deckel des Pokals stand nach der Gedenkschrift von Glutz-Hartmann über die Stadtbibliothek Solothurn eine allegorische Figur, auf der linken Seite mit einem Schilde und der Aufschrift: Gott und dem Vaterland. Unter dem Kopfe desselben waren der Endzweck und die Namen der Präsidenten der Gesellschaft von 1763—1787 verewigt, an fünfter Stelle derjenige von Seckelmeister Glutz. Inwendig war das Wappen der Stadt Olten mit der Dedikation an Rittmeister Glutz eingraviert. Wahrscheinlich hatte ihn Altrat Karl Stephan Glutz, der 1763 seinen Freunden die Wengitat erzählte, nach Schinznach mitgenommen. Als dann in den 80er Jahren das Postament Trippels mit dem aufgeschraubten gläsernen Becher zu den Tagungen gelangte, scheint der Glutzbecher ausser Gebrauch gekommen zu sein. Heute ist er verschollen, während jener mit dem Postamente von dem letzten Präsidenten der Helvetischen Gesellschaft, Augustin Keller, in den Besitz des Schweizerischen Landesmuseums überging.

Die Tagungen mit den Gefühlsergüssen kommen uns heute etwas überschwänglich vor, entsprachen aber dem sentimentalen Geiste der damaligen Zeit. Die Freunde umarmten sich beim Wiedersehen mit wallender Brust und Tränen in den Augen, weinend nahmen sie wieder Abschied voneinander. Ihr ungezwungener Ton, frei von jeder Etikette, machte auf fremde Besucher einen tiefen Eindruck. Küttner berichtet darüber in den Briefen eines Sachsen aus der Schweiz: „Nie habe ich so viele Menschen beisammen gesehen, die alle auf eine Art leben, die mich entzückt, die mich so stark angezogen und mit innigem Vergnügen erfüllt hat.“ Meistens blieb es bei den Zusammenkünften bei schönen Worten, denen keine Taten folgten, aber dennoch ist das Urteil Oechslis, man habe in ihnen den Anfang einer Festkrankheit zu sehen, die Zweckessen und Reden schon für rühmende Taten nehme und sich damit begnüge, einseitig und ungerecht. Auf jeden Fall haben die Freunde eine höhere Meinung von ihrer Verbrüderung gehabt. Das beweisen schon die Satzungen der Gesellschaft, die ihr eigentlicher Organisator, der zürcherische Arzt Dr. Hirzel, entworfen hatte. Darnach sollte ihr Zweck darin bestehen, Freundschaft und Liebe, Verbindung und Eintracht unter den Eidgenossen zu stiften und zu erhalten, die Triebe zu schönen, guten und edeln Taten auszubreiten und Frieden, Freiheit und Tugend durch die Freunde des Vaterlandes auf künftige Alter und Zeiten fortzupflanzen. Die Helvetische Gesellschaft ist die erste, die schon ihrem Namen nach allgemein schweizerischen Charakter trug. Von Anfang an wollte sie die Eidgenossen verschiedener Kon-

fessionen und Stände um sich vereinigen. Dadurch hat sie mitgeholfen, die geistigen Grundlagen unseres Bundesstaates zu schaffen. Auch im Ausland erregte es gewaltiges Aufsehen, als der Herzog Ludwig Eugen von Württemberg mit dem originellen Zürcher Bauern Kleinjogg in Schinznach Arm in Arm auf- und abspazierte. Der Herzog war der jüngere Bruder Karl Eugens, der auf Schillers Leben einen so nachhaltigen Einfluss ausgeübt hat.

Es gibt in der Schweiz wohl keine Gesellschaft, die so viele geistig hervorragende Männer von europäischem Ruf um sich vereinigt hat, wie die Helvetische. Das gilt vor allem von ihren zürcherischen Mitgliedern. Unter ihnen hatten Bodmer und Breitinger ihre Vaterstadt zum eigentlichen Zentrum des deutschen Geisteslebens erhoben. Der geniale Lavater, der Freund Goethes, war der eigentliche Dichter der Helvetischen Gesellschaft, für die er auf Anregung des bündnerischen Professors Planta seine hundert Schweizerlieder dichtete. Es waren meistens keine hervorragenden dichterischen Erzeugnisse, da sie nach den Worten ihres Verfassers hauptsächlich den moralischen Zweck verfolgten, die Menschen zur Tugend und Vaterlandsliebe zu erziehen. Viele von ihnen wurden wegen ihres kernigen Inhalts und ihrer leichten Melodie in der Vertonung des zürcherischen Komponisten Schmidlin bis tief ins 19. Jahrhundert hinein vom Volke gesungen. Europäischem Ruf genoss auch der Idyllendichter Salomon Gessner, eine heitere, fröhliche Natur, der mit seinen spasshaften Improvisationen wiederholt seine Schinznacher Freunde zum Lachen brachte. Seine Idyllen hielten sich an klassische Vorbilder, waren aber voll eigener Naturbeobachtung und entsprachen durch ihren Inhalt, ihre Anmut und zarte Empfindung ganz dem Geschmacke des Rokoko. Gessner hat sie nicht nur gedichtet, sondern auch den Druck und die Illustrationen selbst besorgt. Andere Glieder aus dem zürcherischen Freundeskreise waren der witzige und originelle Salomon Landolt, der bekannte Landvogt von Greifensee, und der gemütvolle Martin Usteri, der Verfasser des vielgesungenen Liedes: Freut euch des Lebens, wenn noch das Lämpchen glüht.

Sein Vetter Paul Usteri war eine ganz andersgeartete Natur, sein Leben lang ein unermüdlicher Kämpfer für Freiheit und Fortschritt. Als Korrespondent zahlreicher Zeitungen und Herausgeber des Schweizerischen Republikaners führte er eine scharfe, gefürchtete Feder. Nachdem er noch den Umschwung von 1830 und seine Wahl zum Bürgermeister erlebt hatte, starb er im folgenden Jahre vor dem Antritt seines Amtes.



Zu Usteris Freunden und Studiengenossen gehörte Johann Konrad Escher von der Linth. Er wohnte 1790 als Gast einer Tagung in Olten bei und wurde im folgenden Jahre als Mitglied aufgenommen. Aus diesem Jahre stammt eine Ansicht unseres Städtchens im hiesigen Museum, von seiner Hand gezeichnet und signiert. Im Mitgliederverzeichnis der Gesellschaft ist er eingetragen als Konrad Escher von Kefikon, da er damals im Besitze dieses thurgauischen Schlosses war. Ebenso erscheint er wieder 1792 in Olten, als Ratsherr Rudolf Meyer von Aarau seinen Vortrag über die traurigen Zustände in der Linthebene hielt und ein Mittel zu ihrer Verbesserung vorschlug. So wurde Escher auf sein Lebenswerk aufmerksam gemacht.

Endlich zierte noch ein anderer Mann den Kranz der zürcherischen Mitglieder: Heinrich Pestalozzi. Im Jahre 1774 trat er der Gesellschaft bei in der Hoffnung, bei ihr für seine Armenerziehungsanstalt auf dem Neuhof Unterstützung zu finden. Diese wurde ihm denn auch zuteil, besonders durch die bereits genannten Isaak Iselin und Niklaus Emanuel Tscherner, den Landvogt des Schenkenberger Amtes auf Schloss Wildenstein. Pestalozzi war zugegen, als er an einer Tagung einer tüchtigen physischen Erziehung der Jugend das Wort redete und dabei erzählte, wie er einst im Berner Oberland einen Senn antraf, der sein neugeborenes Kind bei harter Winterkälte in den Brunnen tauchte. Das sei das beste Mittel gegen die Pocken. Die Worte Tscherners machten einen grossen Eindruck auf Pestalozzi, sodass er später seinen Sohn nach ähnlichen spartanischen Grundsätzen erzog.

Nach dem Scheitern seiner Pläne auf dem Neuhof blieb Pestalozzi längere Zeit der Gesellschaft fern, bis er 1781, nachdem „Lienhard und Gertrud“ auf Veranlassung Iselins im Druck erschienen war, wieder bei einer Versammlung in Olten auftauchte. Auch in den folgenden Jahren war er bis 1786 mehrmals an den Tagungen in unserer Stadt zugegen. Nach einer weitem Periode der Abwesenheit erschien er wieder 1795 und 1796 an einer Zusammenkunft in Aarau, weil er offenbar glaubte, die drohende Revolution werde seine Erziehungspläne begünstigen. Als 80-jähriger Greis präsierte er noch im Jahre 1826 die Versammlung in Langenthal, wo Pfarrer Schuler aus dem aargauischen Erlinsbach seine dritthalbstündige Rede vorlas. Als er beim Mittagmahl einen Nachruf auf den luzernischen Stadtpfarrer Thaddäus Müller halten sollte, übermannte ihn die Rührung, sodass Pfarrer Vock für ihn einspringen musste. Ein anderer Geistlicher, der Fabeldichter Abraham Fröhlich, hatte auf ihn einen Chorgesang verfasst und feierte den ehrwürdigen Greis zum Schlusse mit den Worten:

Und wenn auch uns die Jugendkraft  
Und manches Glück verblüht,  
Für Vaterlandes Wohl und Schmerz  
Bleib' uns doch stets dein liebend Herz,  
Dein ewig jung Gemüt!

Der Gefeierte war aber alt und durch erlittene Enttäuschungen misstrauisch geworden; er blieb daher bei allen schönen Worten zurückhaltend und äusserte einem Freunde gegenüber, man rede ihm schön in das Gesicht, um sich hinter seinem Rücken über ihn lustig zu machen.

Pestalozzi ist nicht das einzige Mitglied der Helvetischen Gesellschaft gewesen, das sich mit den Fragen der Erziehung beschäftigte. Bereits wurde auf Franz Urs Balthasar und seine helvetische Pflanzschule für junge Patrizier hingewiesen. Bodmer hat nachher den Gedanken aufgenommen und weiter ausgeführt, der Bündner Pfarrer Rudolf Planta ihn durch die Gründung des Instituts Haldenstein verwirklicht. Ein weiteres Mitglied, der blinde Dichter Pfeffel, besass eine Erziehungsanstalt in Kolmar, die auch von Schweizer Jünglingen besucht wurde. An einer Oltner Tagung von 1785 sprach er über Jugendbildung, indem er besonders gegen den herrschenden Luxus und die Verweichlichung loszog. Auch andere Mitglieder, wie Landvogt Tschärner, Professor Füssli, Alt Obervogt Fellenberg kamen in ihren Reden auf das Problem der Erziehung zu sprechen. Auch der Sohn des letztern, der grosse Pädagoge Emanuel von Fellenberg, gehörte zu den Schinznacher Freunden. Salomon Hirzel warnte 1769 die Jünglinge vor Reisen in das Ausland, wichtiger sei es, zuerst das eigene Vaterland kennen zu lernen. Schon mehrere Jahrzehnte früher hatte Beat Ludwig von Muralt das gleiche Thema behandelt. Als Präsident sprach Junker Im Thurn von Schaffhausen über den Hang zum Reisen. 1795 kam Pastor Bridel noch einmal in einem Vortrage „Wie Jünglinge mit Nutzen die Schweiz bereisen können“ darauf zurück. Das Interesse an dieser Frage erklärt sich daraus, dass damals die Schweizerreisen allgemeiner wurden und Maler und Kupferstecher in Ansichten und Trachtenbildern es zu befriedigen suchten. Viele von ihnen fanden sich auch an den Tagungen der Helvetischen Gesellschaft ein.

Die Bildungsbestrebungen der Gesellschaft im 18. Jahrhundert sind, wie ihr Geschichtsschreiber Morell mit Recht hervorhebt, nicht umsonst gewesen. Sie hatten eine Reihe patriotischer Männer erzogen, die zur Zeit der Helvetik imstande waren, das Staatsschiff durch Klippen und Brandung hindurchzusteuern. Nach der Mediation trat dann der Gedanke der Volksbildung mehr in den Vordergrund, während man früher in erster Linie an die Erziehung der jungen Patrizier gedacht hatte. Die Professoren

J. C. von Orelli und J. J. Hottinger aus Zürich, Erziehungsrat Eduard Pfyffer aus Luzern, die Seminardirektoren Thomas Scherr und Augustin Keller wirkten mit vielen andern Mitgliedern in diesem Sinne.

Das geistige Haupt der Basler Mitglieder war der bereits genannte Isaak Iselin. Auch der spätere Schicksalsmann der Helvetik, Peter Ochs, war 1773 der Gesellschaft beigetreten. Wie Iselin, hielt auch er eine Rede über den Patriotismus und erfreute an einer Tagung zu Olten seine Freunde mit einer poetischen Gabe in französischer Sprache: *La journée des quatre sapins*. Ausser ihm nahm noch eine Reihe namhafter Basler an den Versammlungen teil, so der Mathematiker Daniel Bernoulli, der feingebildete Fabrikant Jakob Sarasin, der Erbauer des Weissen Hauses. Er hielt als Präsident der Gesellschaft 1794 eine bemerkenswerte Ansprache, von der noch die Rede sein wird. Der Dreierherr Münch war Präsident für 1783 und erörterte vor seinen Freunden das Thema der Freiheit; der Kupferstecher Christian von Mechel verfasste für sie einen Entwurf zu einer Helvetischen Kunstgeschichte. Lukas Legrand war unter der Helvetik Mitglied des Direktoriums.

Einen wesentlich stärkeren aristokratischen Einschlag als die Mitglieder der beiden genannten Orte wiesen die Berner auf. Vertreter der vornehmsten aristokratischen Geschlechter gehörten zu ihnen, vor allem der letzte Schultheiss des alten Bern, Niklaus Steiger. Wie deutsche Besucher der Tagungen hervorheben, unterschieden sie sich schon äusserlich durch ihr elegantes, vornehmes Auftreten von den ungezwungenen Zürchern. Ihren aristokratischen Anschauungen gaben sie zu wiederholten Malen deutlichen Ausdruck. Schon 1766 bezog Ludwig von Wattenwyl Stellung gegen Rousseau, indem er den wahren Freiheitssinn der alten Eidgenossen feierte und die Träume von einer angeborenen Freiheit und einem ursprünglichen Vertrag unter den Menschen verurteilte. Im Jahre 1813 pries von May in seiner Präsidialrede die Gemeindeautonomie als Grundlage unserer Freiheit und als den sichersten Hort eines Bürgers. Der Schweizer habe nicht nur die Hoffnung, sondern die zuversichtliche Gewissheit, dass seine Gemeinde ihn selbst oder, wenn er sterben sollte, seine Familie zu jeder Zeit wieder aufnehme, dass er und die Seinigen im Falle der Not unterstützt werden. Mit offenkundigem Hinweis auf Napoleon und die verlorenen bernischen Untertanenländer führte er aus, bei uns hätte sich der Staat von unten auf gebildet, jetzt werde er von oben herab geordnet, und man frage nicht nach erworbenen Rechten.

Einige bedeutende Mitglieder kamen aus den bernischen Untertanenstädtchen im Aargau. Unter ihnen leuchtet das Brugger Dreigestirn mit

Dr. Zimmermann, Rengger und Stapfer besonders hervor. Von Aarau erschien Ratsherr Rudolf Meyer. Im 19. Jahrhundert zählten Heinrich Zschokke und Augustin Keller zu den führenden Männern der Gesellschaft.

Die luzernischen Mitglieder gehörten ebenfalls zum grössten Teil den aristokratischen Kreisen an. Im Gegensatz zu den Bernern vertraten sie aber eine liberalere Staatsauffassung, namentlich gegenüber der Kirche. In diesem Sinne wirkten Franz Urs Balthasar mit seinem Sohne Felix und Valentin Meyer. Als dieser deshalb gestürzt wurde, hatte dies für die Helvetische Gesellschaft schwerwiegende Folgen, da Rät und Hundert 1769 allen ihren Angehörigen und Untergebenen verboten, „die Schinznacher Zusammenkunft zu frequentieren und dahin zu correspondieren“. So fanden sich jahrelang bis 1786 keine Luzerner mehr in Schinznach oder Olten ein. Auch aus der Innerschweiz und aus Solothurn blieb 1770 der katholische Zuzug völlig aus. Neben den konfessionellen Gründen spielte auch die Politik hinein, nämlich die von jeher verschiedene Einstellung zu den fremden Söldnerdiensten. Der bernische Bibliothekar Sinner schrieb darüber an einen Freund in Luzern, dass man bei seiner Regierung wegen der Helvetischen Gesellschaft Besorgnisse hege, besonders deshalb, weil die Freunde in Solothurn in der Angelegenheit des französischen Dienstes ihre Abneigung gegen Herrn von Besenval und gegen Frankreich etwas zu stark an den Tag gelegt hätten. Der verbannte Valentin Meyer nahm dann 1789 nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt wieder an einer Versammlung der Helvetischen Gesellschaft in Olten teil und hielt dabei eine Rede auf das schöne Geschlecht. Gleichsam als „Belegstücke“ hatte er seine beiden Töchter mitgebracht, von denen die eine am Arme eines katholischen, die andere am Arme eines reformierten Geistlichen am Tische die Runde machten, um nach hergebrachter Sitte Gaben für die Armen des Ortes zu sammeln. Andere namhafte luzernische Mitglieder waren Bernhard Meyer von Schauensee, unter der Helvetik Mitglied des Direktoriums, und Vinzenz Rüttimann, der spätere schweizerische Landammann. Meyer verherrlichte in seiner Präsidialrede von 1796 in Aarau die französische Revolution und ihre aus der Natur entspringenden Grundsätze, indem er sie mit andern grossen Bewegungen der Geschichte verglich. Infolge der Ereignisse, die sie nach sich ziehe, befürchtete er eine Wiederbelebung des schweizerischen Söldnerwesens, dieses eingewurzelten Uebels der Eidgenossenschaft. In der Zeit der Restauration und Regeneration gehörten die bekannten liberalen Führer, Professor Troxler, die Brüder Eduard und Casimir Pfyffer und Dr. Robert Steiger, zu den Mitgliedern der Gesellschaft. Dieser hielt 1847 als Präsident eine fulminante Rede gegen die

Jesuiten. Auch einige hervorragende Geistliche, wie die beiden Dekane Häfliger und Stalder und der Stadtpfarrer Thaddäus Müller, gehörten der Gesellschaft an. Der erste hat sich als Volksdichter einen Namen gemacht, der zweite durch seine Arbeiten auf folkloristischem Gebiete und durch die Abfassung eines ersten schweizerischen Idiotikons. An der Tagung von 1821 erhob Müller sein Wort für die religiöse Toleranz, die nicht gleichbedeutend sei mit Indifferentismus, und gab seiner Freude Ausdruck, dass dieser Geist, nach der Erbauung katholischer Kirchen in Bern, Basel und Zürich zu schliessen, in den letzten Jahren Fortschritte erzielt habe. Die Helvetische Gesellschaft sei kein religiöser Verein, aber sie setze sich zusammen aus religiös gesinnten Männern beider Konfessionen.

Von Zug her kam der berühmte Baron von Zurlauben wiederholt zu den Versammlungen. Seinen am 13. Mai 1782 in Olten tagenden Freunden widmete er eine Abhandlung in französischer Sprache. Darin gibt er auch von einer römischen Grabinschrift Kunde, die er vier Jahre vorher in Olten entdeckt und entziffert hatte. Der Stein befindet sich jetzt in unserem Museum. Zurlauben las darauf mit etwas viel Phantasie den Namen der römischen Dorfgenossen unserer Stadt (Vicani Ultinatenses) und nahm daher an, diese habe zur Römerzeit Ultina geheissen. Leider ruhen die Vicani Ultinatenses, wenn sie überhaupt jemals gelebt haben, noch tief unter dem Boden, während die Vicani Solodurenses dank der Initiative unseres jetzigen Vereinspräsidenten zu neuem Leben erwacht sind.

Von Solothurn gehörten der Seckelmeister und spätere Schultheiss Karl Stephan Glutz und Kantor Hermann seit 1762 der Helvetischen Gesellschaft an. Beide beteiligten sich, angeregt durch die Ideen der Schinzacher Freunde, an der Gründung der ökonomischen Gesellschaft in Solothurn und an der Hebung des Schulwesens, besonders auf dem Lande. Mit Fragen der Erziehung beschäftigten sich auch andere solothurnische Mitglieder, darunter Franz Glutz-Blotzheim und sein Freund, der Chorherr Gugger. Dieser war der erste, der in Schinzach in vollen Tönen das Hohelied der Freiheit anstimmte. Mit Rousseau betonte er dabei, dass alle Menschen von Natur aus gleiche Rechte haben und dass die Freiheit die Quelle sei, woher alle irdischen Freuden sich herleiten. Dieses kostbare Kleinod sei besonders den Republikanern zur Verwahrung anvertraut. Um es zu schützen, brauche es viele Tugenden, vor allem Mut und Offenherzigkeit. Der Bürger müsse bereit sein, das eigene Wohl dem Vaterlande zu opfern. Ohne Moral kann nach Gugger kein Staat bestehen, Selbstsucht und Ueppigkeit aber sind seine grössten Feinde. Mit den meisten seiner Gesinnungsgenossen ist er der Ansicht, dass auch in einem aristokratischen

Staate die Freiheit gedeihen könne. Ein schönes Beispiel freiheitlicher Gesinnung führt er aus seiner engern Heimat an. Als ein Schützenhauptmann nach hergebrachter Sitte dem neugewählten Schultheissen untertänigst einen Maibaum überreichte, wies ihn dieser zurecht, da es in Solothurn keine Untertanen, sondern nur freie Bürger gebe. Gugger schloss seine Rede mit einer Mahnung zur Ehrfurcht vor den Behörden, die in einer Republik besonders nötig sei. Der Republikaner müsse massvoll sein im Gebrauche der Freiheit, weil er wisse, dass das Gegenteil zur Anarchie und zum Untergange führe. Viele dieser Gedanken Guggers waren damals noch neu und klangen bei den Mitgliedern wie der Kuckucksruf, der den jungen Frühling verkündet.

Die Familien Glutz und Gugger stellten überhaupt einen grossen Teil unter den Solothurnern in Schinznach und Olten. An einer Tagung von 1788 waren die einen mit sechs, die andern mit fünf Mann vertreten. Vier Mal bekleidete ein Mitglied der Familie Glutz das Amt eines Präsidenten, 1767 Seckelmeister Glutz, 1779 Altrat Franz Glutz, 1787 Gemeinmann Glutz und 1797 Stadtmajor Edmund Glutz. Zur Mediationszeit fand sich auch der Geschichtsschreiber Robert Glutz-Blotzheim zu den Tagungen ein. Dr. H. R. Schinz hielt ihm 1820 in Schinznach einen tiefempfundenen Nachruf, worin er den offenen, geraden Charakter und die freiheitliche Gesinnung des Verstorbenen feierte.

Die Geschichte erfreute sich überhaupt neben der Erziehung der besondern Liebe der Helvetischen Gesellschaft. Schon Dr. Hirzel hatte sie in ihren Satzungen als eines der vornehmsten Mittel angesehen, um die Tugend der Bürger und die Glückseligkeit der Staaten zu befördern. Im Jahre 1766 machte sein Bruder Salomon Hirzel den Vorschlag, die eidgenössischen Urkunden in den verschiedenen Orten zu sammeln und entwarf im folgenden Jahre auf das Ersuchen seiner Freunde einen entsprechenden Plan. Die Gesellschaft äusserte ferner den Wunsch, es möchte sich jemand finden, der die Chronik des Aegidius Tschudi weiterführe, was später durch ihre Mitglieder Johannes Müller, Robert Glutz-Blotzheim und J. J. Hottinger in gewissem Sinne verwirklicht wurde.

Immer wieder begeisterte man sich an den Taten der Vorfahren oder an der Geschichte der alten Griechen und Römer, wie Landvogt von Graffenried 1780 an der ersten Tagung in Olten und Gemeinmann Glutz 1787 in seiner Rede über die Wohlfahrt des Vaterlandes. Im Jahre 1782 hielt Professor Füssli seine patriotische Rede, worin er wiederholt auf die Vergangenheit der Eidgenossen zu sprechen kam. Salomon von Orelli entwarf 1790 ein anschauliches Bild von den Sitten und der Lebensart unserer

Vorfahren mit besonderer Berücksichtigung der zürcherischen Verhältnisse. Liebevoll schilderte er die Häuslichkeit des alten Bodmer, sein schönes Riegelhaus mit der prächtigen Aussicht auf den See, seine Wohnung mit den getäferten Zimmern, das solide Mobiliar, Betten und Tischzeug, die Kleidung, die einfache, mässige Lebenshaltung. Als Beispiel von dem etwas absonderlichen Gehaben des Mannes fügte er noch bei, dass Bodmer seine Mägde mit Trommeln ausstattete, um Alarm zu geben, wenn seinem Hause ein Einbruch drohen sollte.

Ueber die schweizerischen Nationalspiele und die Volksbräuche seiner Entlebucher sprach der bereits genannte Dekan Stalder. Andere Mitglieder warfen in ihren Reden einen Rückblick auf die Einfachheit und Sittenreinheit der Vorfahren und verglichen sie mit dem Luxus und der Ueppigkeit der Gegenwart. Johannes Zellweger und Pfeffel eiferten noch besonders gegen die giftige Brühe von Mokka. Obmann Schinz hatte schon 1768 den Vorschlag gemacht, die Freunde sollten ein Gelöbnis zur Einfachheit ablegen, ohne aber mit seinem Vorschlag durchzudringen, wie ihre Tagungen deutlich bewiesen.

Häufig wurde die Geschichte der Gesellschaft von ihren Mitgliedern mit nicht geringem Lobe behandelt. Das geschah schon 1784 durch Salomon Hirzel, später durch Antistes Sulzberger, die Dekane Stalder und Vock und 1829 durch Heinrich Zschokke. Gelegentlich fragte man auch nach dem Zwecke der Zusammenkünfte. Jakob Sarasin sah ihn in einer Rede von 1795, als bereits die Ideen der Revolution die Mitglieder zu entzweien drohten, nicht in der Politik, auch nicht bloss in der Freundschaft, sondern in der Pflege der Vaterlandsliebe. Es soll eine ungezwungene, prunklose Versammlung sein, wo Junge und Alte friedlich miteinander tagen. Es ist begreiflich, dass gerade diese Reden reich waren an Gemeinplätzen. Später drängte sich wiederholt auch die Frage auf, ob die Gesellschaft bei der veränderten Lage der Schweiz überhaupt noch eine Berechtigung habe. Ihr letzter Präsident, Landammann Augustin Keller, stellte und beantwortete sie 1858 zum letzten Male in bejahendem Sinne.

Robert Glutz-Blotzheim war übrigens nicht das einzige unter den solothurnischen Mitgliedern, das sich um die Geschichte verdient gemacht hat. Zu ihnen gehörte auch Urs Joseph Lüthy, der Redaktor des Solothurner Wochenblattes. Im Sinn und Geiste der Helvetischen Gesellschaft entfaltete er als Politiker in der Eidgenossenschaft und im Kanton, vor allem im Erziehungswesen, eine segensreiche Tätigkeit. Schon als Jüngling erschien er 1783 an einer Tagung in Olten, und die Eindrücke, die er hier namentlich durch Lavater empfing, waren entscheidend für sein ganzes

Leben. In der Folge trat er in der Gesellschaft auch als Dichter hervor, indem er für sie ein Trinklied verfasste, das oft beim Kreisen des mit dem Schweizerblut gefüllten Bechers gesungen wurde. Eine Strophe daraus lautete:

Trinkt und fühlt's im heil'gen Trinken,  
Welch' ein Ort den Wein gebracht.  
Fühlt es, was euch alle winken,  
Deren Blut ihn rot gemacht.

Zum engern Freundeskreise Lüthys gehörte auch der Buchdrucker Franz Joseph Gassmann, bekannt unter dem Namen Hudibras. Er las der Gesellschaft 1793 in Olten eine Abhandlung über das Betteln der Kinder in der Schweiz vor, die er im Solothurner Wochenblatt dieses Jahres zum Abdruck brachte. Nach seinen Ausführungen war das Uebel damals in der Schweiz weit verbreitet und von unheilvollem moralischem Einfluss. Not sei nicht die Hauptsache davon, sondern Selbstsucht der Eltern, schlechte Gewohnheit, Mangel an häuslicher Erziehung und Schulunterricht. Elternhaus, Schule und Kirche müssen zusammenwirken, um es mit Erfolg zu bekämpfen.

Ausser den Glutz und Gugger fanden sich gelegentlich auch andere Mitglieder und Gäste aus den meisten patrizischen Familien der Hauptstadt zu den Versammlungen ein, unter andern auch Ludwig von Roll, der Gründer des nach ihm benannten Eisenwerkes. Zur Zeit der Mediation war Apotheker Pfluger ein eifriges Mitglied. An einer Zusammenkunft in Zofingen demonstrierte er seinen Freunden, da man gerade unter der Kontinental Sperre zu leiden hatte, einen aus Kartoffeln gewonnenen Sirup. An den Oltner Tagungen waren besonders die Schulfreunde unter der solothurnischen Geistlichkeit immer stark vertreten. Mit Recht hebt daher Dompropst Mösch den wesentlichen Anteil hervor, den die Helvetische Gesellschaft zur Hebung des Erziehungswesens in unserm Kanton geleistet hat. Zur Zeit der Regeneration endlich zählten die namhaftesten liberalen Politiker, wie Reinert, Munzinger und Trog, zu ihren Mitgliedern.

Trotz der weiten Entfernung nahmen häufig Mitglieder aus Appenzell, Schaffhausen und Graubünden den Weg nach Schinznach oder Olten. Zu den bedeutendsten unter ihnen gehörten Quartierhauptmann Zellweger von Trogen und die Schaffhauser Dr. Stockar von Neunforn und der Geschichtsschreiber Johannes Müller. Er erschien 1785 in Olten und erfreute die Mitglieder mit einer Vorlesung aus seinen Werken. Aus Bünden kamen Rudolf Planta, Ulysses von Salis-Marschlins und der Dichter Salis-Seewis. Quartierhauptmann Zellweger war der Neffe Dr. Zellwegers, der mit Bal-



thasar und Bodmer zu den geistigen Vätern der Gesellschaft zählte. Im Jahre 1776 hielt er als Präsident seine Philippika gegen den Luxus. Im folgenden Jahre gab Dr. Stockar dem Wunsche Ausdruck, es möchten alle Kantone in einen Staat zusammengeschmolzen werden, dessen Bürger gleiche Rechte und Verbindungen hätten. Schinznach betrachtete er als das Symbol eines solchen Vaterlandes. Das blieb noch lange die einzige Schwalbe, die noch keinen Frühling brachte.

In Pfarrer Rudolf Planta stellte Graubünden einen vortrefflichen Pädagogen. Er war der Gründer des Instituts Haldenstein, das im Sinne Balthasars als Bildungsstätte junger Patrizier dienen sollte. Planta führte unter seinen Schülern die Selbstregierung ein, indem er unter ihnen eine Art römischer Republik mit eigenen Beamten errichtete. Es wurde später von Ulysses von Salis-Marschlins weitergeführt, der als Präsident der Gesellschaft 1772 eingehender darüber berichtete. Goethe nennt ihn einen ernstesten, verständigen Mann. Zu den Mitgliedern der Helvetischen Gesellschaft gehörte endlich auch Gaudenz von Salis-Seewis. 1789 war er in Olten; 1793 trug der Verhandlungsbericht als Motto seinen Ausspruch: Durch Handlungen zeigt sich der Weise, was von seiten dieser Idealisten fast einen selbstironischen Klang hatte. Auf die Tagung von 1794 verfasste er ein Gedicht, worin er aus dem Pfeile Wilhelm Tells den Freiheitsbaum entspriessen lässt:

Wo nach Jahrhunderten sich Helvetiens Edle versammeln,  
Und aus dem Schatten des Baumes schallet ihr Freiheitsgesang.

Von Salis stammt wahrscheinlich auch ein anonymes Bewillkommenslied der Helvetischen Gesellschaft in Olten 1787, das nach der Melodie gesungen wurde: Stimmet wackere Schweizerbauern! Wenigstens passt es nach Form und Inhalt zu den andern Liedern des Bündner Dichters. Er preist darin die Freiheit als das beste Gut der Erde und Olten als ihr Ebenbild, um dann fortzufahren:

Freiheit ehren, Tugend preisen,  
Und sie üben oft und viel,  
Taten tun, die Kraft beweisen,  
Brüder dies sei unser Ziel!  
Glücklich macht uns ja die Tugend,  
Froh und heiter, wo wir sind,  
Krönt das Alter, ziert die Jugend,  
Adelt jedes Menschenkind.

Unter den welschen Eidgenossen waren die Neuenburger in der Gesellschaft am stärksten vertreten. Besonders zahlreich erschienen sie, als ihre Heimat durch die französische Invasion bedroht wurde, 1797 unter

Pastor Touchon von Valendis (Valangin) in Aarau. Er sprach zu seinen Freunden von dem Glücke seiner Landsleute, Bundesgenossen der Eidgenossen zu sein und von ihrer Anhänglichkeit an ihre alten Verbündeten. Mit Begeisterung seien sie erst jüngst zur Verteidigung des gemeinsamen helvetischen Vaterlandes an die Grenzen geeilt. Fast das einzige waadtländische Mitglied der Gesellschaft war Pfarrer Bridel, der später für eine bessere Verständigung zwischen seiner engern Heimat und der deutschen Schweiz sich literarisch mit Erfolg betätigt hat. Für seine Freunde in Olten verfasste er 1790 eine Epistel in französischer Sprache und 1791 ein Gedicht: *La fondation de la ville de Berne*.

In einer ähnlichen politischen Lage wie die Neuenburger befanden sich auch die Mülhauser. Ihr Stadtschreiber Hofer gehörte zu den Gründern der Gesellschaft und erinnerte sie 1781 in Olten an die alten Beziehungen seiner Heimat zu der Eidgenossenschaft, noch heute sei das Bündnis mit ihr für seine Vaterstadt ehrenvoll und nützlich. Anton Spörlin, der 1793 die Gesellschaft präsierte, schilderte ihr in bewegten Worten die seiner Vaterstadt drohenden Gefahren und ihre Hoffnung auf die Eidgenossen. Nach der Besetzung Mülhausens durch die Franzosen bekleidete er das Amt eines Maire und erschien noch einmal als einer der letzten seiner Mitbürger 1810 an einer Tagung in Zofingen. Das bekannteste Mitglied aus Mülhausen war aber der blinde Dichter Pfeffel, Präsident der Gesellschaft für 1785. Zwei Jahre vorher hatte er die Gesellschaft mit einem Bändchen Fabeln, meist moralischen und satirischen Inhalts, erfreut. Darunter befand sich aber auch sein volkstümlichstes Gedicht: *Die Tabakspfeife*. Das Büchlein war mit einer Ansicht Oltens und dem Bilde einer Oltnerin in ihrer Tracht mit dem besungenen Schwefelhütchen und einem Kinde an der Seite verziert. Pfeffel führte in Mülhausen ein vielbesuchtes Institut und hatte 1780 fünf Zöglinge zur Versammlung nach Olten gebracht. Später liess er sich in Biel nieder, und als er wegen Krankheit nicht mehr an den Versammlungen teilnehmen konnte, sandte er 1794 seinen Bundesbrüdern ein tiefempfundenes Abschiedsgedicht.

Die Helvetische Gesellschaft übte auch auf das Ausland eine grosse Anziehungskraft aus. Es war ein Zeichen der Zeit, dass unter den fremden Gästen sich viele adelige Persönlichkeiten befanden. Ausser dem Herzog Ludwig Eugen von Württemberg waren darunter noch viele andere Fürstlichkeiten. Daneben fanden auch Männer der Kunst und Wissenschaft ihren Weg nach Schinznach oder Olten. So der Stürmer und Dränger Lenz, der wackere Lerse, den Goethe in seinem *Götz von Berlichingen* verewigt hat, und die beiden Söhne Herders. 1784 weilte auch Frau von

Lengefeld mit ihren zwei Töchtern, von denen Charlotte später die Gattin Schillers wurde, an einer Tagung in Olten. Lottes Schwester Karoline berichtet von dem bezaubernden Umgang mit Lavater und den vaterländischen Gesängen der Teilnehmer, von denen die Gäste mit Liebe und Güte behandelt wurden.

## II. Olten und die Helvetische Gesellschaft.

Fast zwanzig Jahre hatte die Helvetische Gesellschaft in Schinznach getagt, als sie 1780 ihre Versammlungen nach Olten verlegte. Sie hoffte dadurch auf vermehrten Zuzug, besonders aus den katholischen Orten. Darin täuschte sie sich nicht, denn, während man 1780 nur 23 anwesende Mitglieder und 21 Gäste zählte, stieg ihre Zahl bis zur letzten Tagung in Olten im Jahre 1794 auf 66 anwesende Mitglieder und 103 Gäste. Unter der Zahl der letztern, die gewöhnlich grösser war, stellten die Geistlichen aus der nähern und weitem Umgebung Oltens das Hauptkontingent. Nur wenige unter ihnen, wie Pfarrer Bleyer in Kappel und Dekan Kiefer in Egerkingen, gehörten der Gesellschaft als Mitglieder an. Mancher setzte sich durch seine patriotische Gesinnung in Gegensatz zu seiner Gemeinde. So hatte Pfarrer Christen aus Stüsslingen beim Einfall der Franzosen durch Denunziation schwer zu leiden. Neben den Weltgeistlichen fielen die anwesenden Kapuziner von Olten und Solothurn den Besuchern besonders auf und zeigten schon äusserlich den paritätischen Charakter der Gesellschaft. Wiederholt fanden sich auch Chorherren aus Solothurn und Schönenwerd und Cisterzienser aus St. Urban zu den Tagungen ein. Olten selbst stellte dazu zwei einzige Mitglieder, Pfarrer Bürgi und Schulherr Krug. Er wurde 1782 als Mitglied aufgenommen und erhielt im folgenden Jahre die Akten und Schriften der Gesellschaft bis zu seinem 1787 erfolgten Tode zur Aufbewahrung. Ferner nahmen Schultheiss und Stadtschreiber, die beide dem solothurnischen Patriziat angehörten, häufig an den Versammlungen teil. Es waren dies die Schultheissen Krutter, Gugger, Bass und die Stadtschreiber von Staal, Glutz und Brunner.

So wurde Olten, wie einst Schinznach, zu einem Mekka für alle freiheitsliebenden Eidgenossen. Ihm zu Ehren dichtete Karl Wild auf die Tagung vom 9. Juni 1791, nachdem er zuerst gefragt hatte, welche Blume die schönste sei, die Verse:

Unter Helvetiens Staaten,  
Wer bleibt der schönste von allen?  
Keiner und alle, sie wind't  
Olten zum traulichen Kranz.

Eine anschauliche Schilderung von einer Tagung der Helvetischen Gesellschaft in Olten verdanken wir dem Franzosen Hérault de Séchelles, der auf einer Schweizerreise 1790 an einer solchen zugegen war. Hérault hatte sich an der Revolution in hervorragender Weise beteiligt, war Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, des Konvents und des Wohlfahrtsausschusses. Als Freund Dantons kam er 1794 auf die Guillotine. Nach seiner Heimkehr von Olten veröffentlichte er 1790 anonym eine recht boshafte Broschüre unter dem Titel: *Détails sur la Société d'Olten*. Hérault ist auf die Schweizer im allgemeinen und auf Altrat Glutz im besondern nicht gut zu sprechen. Dieser hatte ihn unfreundlich behandelt, weil er ihn, wohl nicht mit Unrecht, für einen französischen Agenten hielt. Den Schweizern wirft er Mangel an geistigen Interessen vor, Essen und Trinken gehe ihnen über alles, auch mit ihrer viel gerühmten Freiheit sei es nicht weit her. Solothurn nennt er eine bigotte Stadt, wo man in den Strassen vom Morgen bis zum Abend den Rosenkranz herunterleierte.

Als der Gast am Morgen der Tagung in Olten ankam, führte ihn der Wirt zu einem Hause am Ende der Hauptgasse. Dort fand in einem Estrich des heutigen Kaufhauses zur Krone an der Kirchgasse die Versammlung statt. Mit den andern Häusern in der gleichen Reihe war es zu Anfang des 18. Jahrhunderts, als es sich darum handelte, das Chorherrenstift Schönenwerd nach Olten zu verlegen, als Wohnung für den Propst erbaut worden und bildet mit den andern noch heute eine der schönsten Häuserfassaden des Städtchens. Olten selbst scheint dem Franzosen, wie auch andern Besuchern der damaligen Zeit, keinen besondern Eindruck gemacht zu haben. Die Häuser waren wenig wohnlich eingerichtet und die hygienischen Verhältnisse sehr primitiv. Dagegen gefiel den Besuchern allgemein die schöne Lage am Flusse inmitten bewaldeter Hügel.

Obschon es erst elf Uhr war, sassen die Mitglieder der Gesellschaft bereits beim Mahle, der Präsident, Salomon von Orelli aus Zürich, in der Mitte der Tafel, den Becher mit dem Postamente Trippels vor sich. Auf Anraten seines Führers setzte sich auch Hérault im Reiseanzug ohne weitere Umstände zu Tische. Ueber einzelne Personen der Versammlung äussert er sich in sehr groben Ausdrücken. Besser kommt von Orelli bei ihm weg, der mit ihm am Nachmittag im Kapuzinergarten an der Aare einen zweistündigen Spaziergang machte und sich mit ihm über deutsche und französische Literatur unterhielt. Sonst spricht er von einem geistigen Niedergang der Gesellschaft; er habe nur ein paar gebildete Männer kennen gelernt, vor allem die drei Luzerner Balthasar, Rüttimann und Meyer

von Schauensee, die alle franzosenfreundlich eingestellt waren. Auch an der hübschen französischen Epistel des Pastors Bridel fand er Gefallen.

Nach dem Mittagessen trat eine wandernde Musikkapelle auf und gab ein recht schrilles und unharmonisches Konzert zum besten. Sie spielte ein vaterländisches Lied nach dem Texte des luzernischen Dekans Stalder und der Melodie des deutschen Komponisten Schubart, worauf alles zu singen anfang. Hérault gibt eine Uebersetzung des Liedes, von dem wir zwei Strophen im Urtext wiedergeben:

Auf denn, ihr Patrioten, schwört  
Zu bleiben, was ihr seid,  
Dem Bunde treu, der Freiheit gut,  
In Not und Tod voll Heldenmut,  
Das sei der Oltner Eid.

Dem Enkel bleib' er hoch und teu'r,  
Wenn lang wir nicht mehr sind.  
Es hör' ihn jedes Jahr einmal  
In einem frohen Oltner Saal  
Des Enkels Kindeskind!

Am Nachmittag des ersten Tages kamen die meisten Teilnehmer zu Fuss, zu Wagen und zu Pferd aus allen Teilen der Schweiz in Olten zusammen, die meisten mit der Tabakspfeife im Munde. Alte Bekannte schüttelten sich die Hand und umarmten sich drei Mal nach Schweizer Sitte. Viele sassen bereits vor den Türen der Gasthäuser an der Hauptgasse oder spazierten auf und ab. Schliesslich waren 157 Personen beieinander, sodass das kleine Städtchen Mühe hatte, so viele Gäste zu beherbergen.

Gegen sieben Uhr abends fanden sich alle Teilnehmer in dem gleichen Estrich der „Krone“ zum Nachtessen zusammen. Nach dem anderthalbstündigen Mahle fing man an, aus heiseren Kehlen zu singen, dass der Estrich zitterte. Von der herrschenden Fröhlichkeit bei Gesang und Trank entwirft Hérault eine lebendige Schilderung. Sie dauerte bis zum späten Abend; die jüngern Teilnehmer, wohl meistens Akademiker, unterhielten sich beim „Landesvater“ bis morgens drei Uhr.

Am zweiten Tage fand in einem Nebenraum des Estrichs die erste offizielle Versammlung mit der Festrede des Präsidenten statt, worüber sich Hérault nicht weiter äussert. Am dritten Tage unternahm er mit dreissig andern Gästen einen Spaziergang nach der Festung Aarburg, der nach seiner Schilderung sehr mühsam und gefährlich war. Ein anderes häufiges Ziel der Freunde war das kleine Eichenwäldchen im Kleinholz bei dem heutigen Schiessstand, von dem der Dichter singt:

Da tönt der Freiheit Frohgesang  
Gleich heiterm Alpenlied;  
O, wie es Ruh' und Tugend bringt,  
Wenn man im Oltner Wäldchen singt  
Von Tell und Winkelried.

Das kleine Eichenwäldchen steht heute nicht mehr, da es die Gemeinde beim Bau der neuen Stadtkirche zu Beginn des 19. Jahrhunderts schlagen liess, um aus dem Holzerlös einen Teil der Kosten zu bezahlen.

Als Héroult am dritten Tage bereits im Begriffe war, abzureisen, gesellten sich noch einige jüngere Gäste zu ihm und tranken aus dem Gesellschaftsbecher auf sein Wohl und die französische Freiheit. Viele folgten ihrem Beispiele, während andere sich augenfällig zurückhielten. Es ist natürlich nicht leicht, zu entscheiden, wie weit die Darstellung unseres Gewährsmannes den Tatsachen entspricht, doch vermittelt sie uns wenigstens ein lebendiges Bild von einer Tagung der Helvetischen Gesellschaft in Olten und von der politischen Spannung der Zeit, wie sie auch in ihren Reihen vorhanden war.

Ein anderer Besucher der Oltner Tagung von 1794, Hofrat Bouterwek aus Göttingen, schildert uns ebenfalls in lebhaften Farben den ganzen Verlauf der festlichen Zusammenkunft mit der ungezwungenen Fröhlichkeit und der brüderlichen Gesinnung der Teilnehmer, namentlich ihren Höhepunkt beim Mittagmahl des ersten Tages. Von den Reden des zweiten Tages hat ihm am meisten der Vortrag von Dekan Stalder über das Volksleben der Entlebucher gefallen. Schon am Vorabend der Versammlung waren so viele Mitglieder und Gäste in dem kleinen Städtchen zusammengeströmt, dass er froh sein musste, mit seinem Reisegefährten und zwei Zürcher Ratsherren in einem Kämmerlein mit vier Betten in den Ecken eine notdürftige Herberge zu finden. Wenigstens genoss er vom Fenster aus eine schöne Aussicht auf die Aare und zwei alte Bergschlösser in der Ferne.

Von den Reden, die an den Oltner Tagungen gehalten wurden, war diejenige des Zürcher Professors Heinrich Füssli vom Jahre 1782 eine der bedeutendsten und reihte sich in ihrem freiheitlichen Geiste würdig an die Rede des Chorherren Gugger von 1773. Nach der Meinung Füsslis ist es das Wichtigste für die Eidgenossenschaft, den angestammten Freiheitssinn zu stärken und zu pflegen. Er warnt daher nachdrücklich davor, alle überlieferten Bräuche und Herkommen unter das alte Eisen zu werfen und die verschiedenen Lokalrechte überall gleich zu machen. Mit scharfen Worten wendet er sich sodann gegen die Bastarde von Eidgenossen, die sich über

den echten Militärg Geist lustig machen und daran zweifeln, dass die Schweiz auch unter veränderten Verhältnissen sich erfolgreich gegen einen äussern Feind zur Wehre setzen könne. Von einer Veränderung unserer Sitten komme es her, wenn heute so viele Leute gleich bereit seien, den Forderungen des Auslandes nachzugeben und das sogar als die höchste Staatsweisheit betrachten.

Im Verkehr mit den fremden Staaten empfiehlt der Redner eine feste und zugleich kluge Politik, die sich fernhalte von jeder allzu engen Verbindung mit dem Ausland. Das beste sei für die Schweiz, wenn sie in der Welt nicht zu viel Aufhebens von sich mache und die übertriebenen Vorstellungen der Reisenden von ihrem Wohlstand eher herab- als hinaufstimme. Er lobt das schiedsgerichtliche Verfahren der alten Eidgenossen vor allem deshalb, weil es die Dinge nicht überstürzte, zweifelt aber an der Zweckmässigkeit eines Gerichtshofs, der in den Händen souveräner Staaten einen Entscheid zu fällen habe, weil ein Fehlurteil das Uebel nur vergrössere und jedes Urteil doch nur den schwächern Partner binde. Das beste Mittel, um Frieden und Eintracht in der Eidgenossenschaft zu erhalten, bilde die Achtung vor unsern Mitmenschen und die Dankbarkeit gegen Gott für unser glückliches eidgenössisches Beisammensein. Ganz im Sinn und Geiste der Helvetischen Gesellschaft schliesst Füssli seine Ausführungen, indem er einer bessern Erziehung der heranwachsenden Jugend beiderlei Geschlechtes das Wort redet. Das Studium an den Collegien soll sich auf das Notwendigste beschränken, vor allem auf die Heilige Schrift, die alten Sprachen und die Schweizergeschichte.

In ähnlichem Sinne wie Füssli äusserte sich an der Tagung von 1782 auch Hofrat Schlosser, der Schwager Goethes. Er bekennt sich als Gegner des Absolutismus; denn es sei besser, die oberste Gewalt einzuschränken und das Recht, zu befehlen und zu handeln, nicht an einen Kopf und an einen Arm zu hängen. Alle Vorsichtsmassregeln hülften aber nichts, wo die Furcht vor den Göttern und die Achtung vor den Mitmenschen fehle.

Im folgenden Jahre 1783 entwickelte der Basler Dreierherr Münch im Anschluss an die Worte Schlossers ähnliche Gedanken über das so oft erörterte Thema der Freiheit. Erst wenn der Mensch sich selbst beherrscht, seine Handlungen nach festen Grundsätzen richtet, wenn er seine Bestimmung kennt, ist er wahrhaft frei. Münch nimmt Bezug auf die frühere Rede von Wattenwyls und wendet sich gegen die Ansicht Rousseaus von der angeborenen Gleichheit und Freiheit der Menschen. Er drückte wohl die mehrheitliche Anschauung der Versammlung aus, wenn er zwar die republikanische Verfassung als die beste erachtete, im übrigen aber die

Meinung vertrat, es komme nicht darauf an, ob ein Staat aristokratisch oder demokratisch regiert werde, die Freiheit könne gleichwohl blühen und Ruhe und Frieden das Volk beglücken.

Auch Georg Escher von Berg nahm in seinem Vortrag an der Helvetischen Gesellschaft von 1791 Stellung zu dem Problem der Freiheit. Den Ideen der französischen Revolution gegenüber verhält er sich ablehnend und wendet sich mit Entrüstung gegen die falschen Patrioten, indem er mit einem deutlichen Hinweis auf Frankreich betont, dass die bürgerliche Freiheit auch in einem monarchischen Staate, wo gute Gesetze herrschen, bestehen könne. Republikanische Verfassungen sind nach seiner Meinung nur für kleinere Staaten geschaffen. Es war wohl nicht bloss Eigennutz der herrschenden Klasse, sondern auch ehrliche Ueberzeugung, wenn viele Mitglieder wie Escher die Forderungen einer neuen Zeit misskannten.

Einen entschiedenen freiheitlichen Ton, nachdem inzwischen die französische Revolution die Geister aufgerüttelt hatte, schlug Rengger in seiner grossen Rede über die politische Verketzerungssucht unserer Tage am 15. Mai 1793 in Olten an. Rengger war 1785 zum ersten Male an einer Tagung zugegen. Im folgenden Jahre sandte er der Gesellschaft eine anonyme Schrift mit dem Vorschlag zur Herausgabe eines schweizerischen Nationalkalenders. 1790 erschien er wieder an einer Versammlung und schrieb über seine Eindrücke an seine Freunde Paul Usteri und Konrad Escher, die in Olten verlebten Tage zählten zu den glücklichsten seines Lebens. Rengger gehörte mit den beiden zu denjenigen Mitgliedern, welche die Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände einsahen und eine politische Erneuerung von innen heraus anstrebten.

In seiner Rede von 1793 führte er aus, die herrschende Unduldsamkeit sei eine Folge der französischen Revolution; die einen sähen darin den Umsturz aller Ordnung, die andern das nahe goldene Zeitalter. Vor einigen Jahren hätte noch ein toleranterer Geist geherrscht, man konnte sich zu Rousseau bekennen oder nicht, jetzt hätten an der Stelle der einstigen theologischen Glaubensgerichte die politischen ihre Schöppenstühle aufgeschlagen. Das sei eine Folge des unseligen Parteiwesens. Solange aber die Welt bestehe, sei die Wahrheit noch nie das Besitztum einer einzigen Partei gewesen.

Rengger spricht von den beiden Extremen, die sich befehdeten. Auf der einen Seite stehen die neugeborenen Söhne der Freiheit, die gestern noch vor jedem Reichen oder Vornehmen auf dem Bauche krochen und heute ihren Vorgesetzten selbst diejenigen Zeichen von Achtung entziehen, die kein gesitteter Mensch gegen Seinesgleichen unterlasse, auf der andern



Seite die eifrigen Zionswächter, die überall, wo sie etwas zu befehlen haben, auf Gehorsam dringen, aber selbst nie gehorchen wollen. Die Sache ihres Eigennutzes halten sie für die Sache Gottes und das Vaterland ist ihnen bedroht, wenn ihr Interesse in Gefahr ist.

Der Redner stellt daher die Frage, ob wir durch die Künste des Despotismus von Norden und Osten her wieder in die Fesseln barbarischer Jahrhunderte gezwungen, oder von Westen her unter der Herrschaft des neugeborenen Faustrechts in einen wilden Naturzustand zurückgeworfen werden sollen, wobei in beiden Fällen der menschliche Geist wieder auf Wasser und Brot gesetzt würde. Gegen diese beiden Extreme müsse man sich wehren. Unduldsamkeit und Verketzerungssucht sei immer eine verderbliche Sache, weil sie den Menschen des Gedankenaustausches mit andern beraube. Alles Forschen habe ein Ende, wo keine Freiheit der Meinungen herrsche. Nicht nur an dem geistigen, sondern auch an dem sittlichen Menschen würden die Folgen dieser Unduldsamkeit sichtbar. Die Beispiele dafür entnimmt der Redner den grossen Geschichtsschreibern des Altertums.

Rengger weiss nicht, ob die Ansicht einer stufenweisen Veredlung des gesamten Menschengeschlechts ein blosses Dunstgebilde ist. Auch über die französische Revolution wagt er kein abschliessendes Urteil. Sicherlich werden ihre Wirkungen auch die Schweiz berühren; sie beruhen auf ihren Prinzipien der bürgerlichen und politischen Gleichberechtigung. Abschliessend vergleicht der Redner die Revolution mit einem leidenschaftlichen Jüngling, den man mit Liebe und Vertrauen leiten müsse. Wie einst, heisse es in dieser gefahrvollen Zeit zusammenzustehen, eingedenk des Bibelwortes: Kinder, liebet einander!

Weit gedämpfter als die Ausführungen Renggers klang im folgenden Jahre die Rede des Basler Fabrikanten Jakob Sarasin, als er über das Glück sprach, das wir geniessen, Schweizer zu sein, und das Bestreben, das wir haben sollen, es noch lange zu bleiben. Er gibt die Gründe an, weshalb der Schweizer besondere Ursache habe, sein Land zu lieben: Die schöne Natur, die trefflichen Gesetze, die ererbte Freiheit, die einfachen Sitten. Treue, Mut und Biedersinn gehören nach ihm zum eingeborenen Begriff eines Schweizers. Sarasin bekennt sich als Gegner einer absoluten Freiheit, da er nur ein schwacher, irrender Mensch sei.

Als Mittel, um das bestehende Glück des Vaterlandes zu bewahren, nennt der Redner an erster Stelle die Religion, dann die Einfachheit der Sitten, die Eintracht im Innern und die kluge Zurückhaltung nach aussen. Mit entschiedenen Worten wendet er sich gegen die Toleranzapostel, die

alles dulden wollen, aber diejenigen verspotten, denen der Name Jesu noch heilig ist.

Besonders interessant ist, was Jakob Sarasin als Fabrikant über die Industrie und ihre Einwirkungen auf das Volk eines Landes zu sagen weiss. Er macht vor allem auf ihre Nachteile aufmerksam, indem sie den Landmann durch hohe Löhne von der Scholle weglocke und den Arbeiter infolge seines vermehrten Verdienstes leicht zu unnötigen Ausgaben verleite, sodass er bei einer Stockung des Betriebes keine Ersparnisse auf der Seite habe und daher der öffentlichen Unterstützung zur Last falle. Im weitem bringe die Industrie eine Vermehrung der Bevölkerung mit sich, aber infolge der frühen Heiraten auf Kosten der physischen Kräfte des Nachwuchses. Sie verteuere endlich die Grundstücke und die Lebensmittelpreise. Dennoch möchte sie der Redner nicht missen, da sie Verdienstmöglichkeiten schaffe, aber in ein richtiges Verhältnis zu Gewerbe und Landwirtschaft bringen. Vor allem sollte sie mit gehöriger Ordnung und unter Aufsicht betrieben werden; denn diejenigen irren, die sie ins Unendliche steigern und von jedem Bande lösen wollen.

Im Jahre 1795 verlegte die Helvetische Gesellschaft ihre Tagungen von Olten nach Aarau. Die Gründe, warum das geschah, sind nicht bekannt; wahrscheinlich trugen die bessern Unterkunftsverhältnisse in Aarau wesentlich zu diesem Entschlusse bei, vielleicht dass auch der bekannte Rats Herr Meyer in diesem Sinne tätig war. Kaum hatte sie aber ein paar Mal in ihrem neuen Heime getagt, als die Stürme der Revolution hereinbrachen und die Freunde voneinander trennten. Viele Anhänger der alten Eidgenossenschaft unter ihnen kehrten nie mehr zur Gesellschaft zurück, hatten auch unter der neuen, von Frankreich abhängigen Regierung durch Verfolgungen zu leiden, während andere die neuen Zustände begrüßten und vielfach in der Regierung für das Wohl ihres Vaterlandes zu wirken suchten. Mit Recht hob Zschokke in seiner Rede an der Tagung von 1829 hervor, wenn keine Revolution weniger durch Bürgerblut besudelt worden sei, als die schweizerische, so sei das zu einem guten Teil der Helvetischen Gesellschaft zu verdanken.

All denen, die Kunst und Wissenschaft für die Ausschreitungen der französischen Revolution verantwortlich machten, trug ein deutscher Gast 1795 an der ersten Versammlung in Aarau eine Allegorie vor, um die beiden gegen ungerechte Vorwürfe in Schutz zu nehmen. Nach seinen Worten ertönten laute Klagen von der Erde bis zum Olymp hinauf über Minerva, die Göttin der Weisheit, dass sie die Menschen von der Bahn des Rechtes ablenke und zu einem Spielball der Lei-

denschaften erniedrige. Als aber Zeus den Menschen die angeschuldigte Göttin in ihrer edlen Schönheit zeigte, riefen alle aus: Das ist sie nicht, wider die wir klagen. Da trat die dunkle Nemesis unter sie, welche Schuld und Frevel straft. Eines jeden Auge senkte sich und schaute in die eigene Brust und erkannte das unheilbringende Phantom, über welches alle klagten. Minerva aber stieg hinunter zur Erde auf einen Fleck, den sie besonders begünstigte, in eine brüderliche Versammlung freier, redlicher und fröhlicher Menschen.

Eine Episode aus dieser Zeit wirft ein helles Licht auf die damalige erregte Stimmung in Olten. Am 2. April 1799 wurden 14 angesehene Männer als Anhänger der alten Ordnung in Zürich verhaftet, unter ihnen der frühere Präsident der Helvetischen Gesellschaft, der bereits genannte Salomon von Orelli, und nach Basel deportiert. Das zweite Nachtquartier des Gefangenentransportes wurde in Olten aufgeschlagen, das infolge eines kürzlichen Auflaufs bei einer Zwangsrekrutierung durch helvetische Legionäre besetzt war. Mit wehmütigen Gefühlen sahen die Gefangenen das Städtchen und den Gasthof wieder, wo sie so frohe Stunden verlebt hatten, während sie jetzt am gleichen Orte eine rohe Behandlung erdulden mussten. Schuld daran war besonders der Mondwirt Joseph Hammer, ein leidenschaftlicher Patriot. Die Verwaltungskammer Oltens hatte ihm wegen der Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung, die er als Kommissär des helvetischen Direktoriums zustandegebracht hatte, einen silbernen Becher aus dem Gewölbe verehrt. Während sich Hammer noch im Zimmer befand, kam die ehemalige Kronenwirtin Madelon von Arx mit Tränen in den Augen hereingestürzt. Wegen ihrer Anhänglichkeit an die alte Ordnung und wegen Beschimpfung der neuen Behörden war sie sechs Wochen im Turm gesessen. Obschon der Mondwirt sie mit einer weitem Einsperrung bedrohte, schrie sie überlaut: Und wenn du mich willst köpfen lassen, so begehre ich doch die lieben, braven Herren noch einmal zu sehen. Hammer jagte sie mit einem groben Scheltwort hinaus. Madelon aber hielt Wort und drängte sich am Morgen noch einmal in das Haus. Als sie unsanft zurückgestossen wurde, streckte sie noch zum Abschied den lieben, braven Herren die Arme entgegen.

Die Zeit der Mediation war für politische Erörterungen im Kreise der Freunde nicht günstig. Man begnügte sich daher mit allgemeinen Lobsprüchen auf die gegenwärtigen Zustände und mit einem Rückblick auf die Geschichte des Vaterlandes und der Gesellschaft. „Schaut um euch und gestehet ehrlich, welche kleinere oder grössere Nation kann sich jetzt eines solchen Glückes rühmen?“ erklärte Dr. J. J. Römer an der Ver-

sammlung von 1812. Da die Zusammenkünfte seit 1807 in Zofingen stattfanden, waren sie besonders stark aus dem Aargau besucht. Von Olten fanden sich während dieser ganzen Periode nur zwei Mal Gäste zu einem Besuche der Versammlungen ein, im Jahre 1810 und 1812, wo der spätere Gerichtspräsident und Gründer der Ersparniskasse, Bernhard Munzinger, der Tagung beiwohnte. Eine grössere Teilnahme aus Olten an den Versammlungen der Helvetischen Gesellschaft setzte erst gegen das Ende der Restaurationsperiode ein, da bereits eine Aenderung der bestehenden politischen Zustände bevorstand. Als der verdiente Naturforscher Dr. H. R. Schinz 1820 seine Präsidialrede hielt, war Ulrich Munzinger allein aus Olten anwesend. Der Redner sprach davon, dass man die Helvetische Gesellschaft mit Unrecht wegen ihrer freiheitlichen Gesinnung für die Folgen der französischen Revolution in unserem Vaterlande verantwortlich gemacht habe. Er wies auf die gegenwärtige unsichere Weltlage und auf den Kampf der geknechteten Völker für ihre Befreiung hin. Der Geist der Zeit sei der des Vorwärtstrebens aller Stände; Kunst und Wissenschaft seien Gemeingut aller geworden. Vermehrte Toleranz, Volksbildung und eine erhöhte militärische Bereitschaft seien bei dieser gefährlichen Zeitlage für unser Land notwendig. Das Wichtigste aber ist dem Redner die Weckung eines gemeinsamen Nationalgefühls. Die Regierungen sollen nicht fürchten, dass derjenige, der sich der Gesellschaft anschliesse, von jakobinischem Geiste ergriffen werde, aber freier Sinn und republikanische Kraft sollen von ihr ausgehen.

Zu der Rede Troxlers, die zwei Jahre später gehalten wurde, hatte Ulrich Munzinger noch seine beiden Brüder Joseph, den spätern Bundesrat, und den Arzt Viktor mitgebracht. In Troxler besass die Gesellschaft einen überzeugten Kämpfer für eine freiheitliche Umgestaltung des Vaterlandes; um die Bundesreform mit dem Zweikammersystem hat er sich bleibende Verdienste erworben. Seine staatsrechtlichen Ideen waren stark von der Romantik beeinflusst. So, wenn er den Staat mit dem Menschen, die Macht mit seiner leiblichen, das Recht mit seiner geistigen Seite vergleicht. Macht ohne Recht werde vom sittlichen Leben, Recht ohne Macht vom natürlichen Leben verworfen. Troxler beklagte es in seiner Rede, dass Religion und Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft über die Grenzen des Staates hinausgewiesen worden seien und dieser nur noch auf die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse eingerichtet wurde. Mit Nachdruck verlangt er die Oeffentlichkeit des Staatslebens und politische und bürgerliche Freiheit. Nach ihm besteht ein enger Zusammenhang zwischen Politik und Moral, nur die Jahrhunderte der Tugend eines Volkes seien auch

die seiner wahren Grösse, seines Ruhmes und seines Wohlstandes. An der Geschichte seines Vaterlandes sucht der Redner dies nachzuweisen. Tugend und Moral sind aber nur in einem freien Staate möglich. Joseph Munzinger schrieb über die Versammlung an seinen Freund Reinert, der 1820 als Mitglied aufgenommen worden war, noch mehr Vergnügen als die Rede Troxlers habe ihm der Toast des Stadtpfarrers Thaddäus Müller bereitet und er habe sich wieder einmal gefreut, Schweizer zu sein, quand même.

Andere Redner, wie der Zürcher Professor Johann Caspar von Orelli und der Luzerner Staatsrat Eduard Pfyffer, hoben in ihren Reden die Wichtigkeit der allgemeinen Volksbildung im Staate hervor, die sich nicht mehr auf eine Klasse von Bürgern beschränken sollte. Beide Männer huldigten einem gemässigten Liberalismus. Jener betonte ausdrücklich, die Helvetische Gesellschaft habe nicht die Tendenz einer politischen Opposition.

Die Probleme der Freiheit und Erziehung beherrschten auch die folgenden Tagungen von 1826 und 1827 in Langenthal und Schinznach, an denen Pestalozzi gefeiert wurde, und in Rapperswil, wo Professor J. J. Hottinger die Präsidialrede hielt und an die Mitglieder einen warmen Appell zugunsten der Heimatlosen richtete. In Langenthal fand sich ein Dutzend Oltner ein, um den greisen Pestalozzi noch einmal zu sehen und zu hören, unter ihnen die vier Brüder Ulrich, Joseph, Viktor und Konrad Munzinger. Ulrich erscheint 1823, Joseph 1826, Viktor 1827 und Konrad 1831 auf der Liste der Mitglieder; die ersten drei wurden später auch in das Komitee gewählt. Neben ihnen waren von Olten anwesend unter andern B. Feigel, Stadtschreiber, Amanz Frei, Postverwalter, Kaplan J. C. Lang, Peter Dietschi, Lehrer (später Dompropst), der spätere Regierungsrat J. Cartier und der Maler Martin Disteli. Kaplan Lang war ein eifriges Mitglied der Gesellschaft und wurde 1833 in das Komitee gewählt. Um das Oltner Schulwesen hat er sich grosse Verdienste erworben. Aus Solothurn erschienen unter andern Fürsprech Reinert, Apotheker Pfluger, Amtschreiber X. Amiet, Oberlehrer Roth, Gesangslehrer Rotschi, die Chorherren Rudolf, Hirt und K. Glutz-Blotzheim und Pater Zweily. Und noch ein anderer Freund der Schule und des Volkes war aus Herzogenbuchsee erschienen, wo er als Pfarrvikar amtete, Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf). Er hat den edlen Menschenfreund stets in dankbarer Erinnerung behalten.

Zu den bedeutendsten Männern der Helvetischen Gesellschaft gehörte in dieser Zeit auch Heinrich Zschokke. Als Präsident rief er ihr wieder einmal ihr Wirken in der Vergangenheit ins Gedächtnis, sie sei auch heute

trotz den vielen andern Gesellschaften, Vereinen und Zeitungen nicht entbehrlich geworden. Da niemand an der Tagsatzung die Stimme für das gemeinsame Vaterland erhebe, müsse sie es tun. Zum Beweise für den dort herrschenden Geist der Zersplitterung führt er eine Menge Beispiele an, nicht einmal über einen eidgenössischen Buss- und Bettag habe sich die Tagsatzung einigen können. Damit die Gesellschaft über die politischen Geschehnisse auf dem Laufenden gehalten würde, sollte in Zukunft nach Zschokkes Antrag jedes Jahr darüber ein Bericht abgelegt werden. Auch an dieser Tagung waren mehrere Oltner zugegen, und aus Baden war der Vikar Brosi erschienen, der in der solothurnischen Regeneration eine Rolle spielen sollte.

In dem Schicksalsjahre 1830 versammelte sich die Helvetische Gesellschaft zum letzten Mal in Olten. Die Tagung fand, wie das bei dem grossen Andrang in letzter Zeit häufig der Fall gewesen war, im Freien auf dem heutigen Münzingerplatz statt. Präsident der Gesellschaft war der greise Zuger Landammann Sidler, allgemein geachtet wegen seiner tapfern Haltung in der Tagsatzung gegenüber Napoleon. Seine Rede war auf einen durchaus optimistischen Ton gestimmt und hob die Fortschritte hervor, die in wenigen Jahren auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit erzielt worden seien. Im gleichen Sinne äusserte sich auch Professor Hottinger in seinem Rückblick auf das abgelaufene Jahr.

Wesentlich anders klangen dann die Worte von Oberrichter Dr. H. R. Schinz. Nachdem er die Fortschritte der Mediation gepriesen hatte, geisselte er den Geist der Zwietracht, der mit der Restauration wieder seinen Einzug genommen und in der schwächlichen Haltung der Tagsatzung seinen Ausdruck gefunden habe. In der Sprache des Radikalismus, die hier zum ersten Male vernehmlich an einer Tagung der Gesellschaft ertönte, wandte er sich gegen die Vipernbrut der Jesuiten und gegen die servilen Römlinge, welche die Lostrennung vom Bistum Konstanz zustande gebracht hätten. Er weist auf das Hungerjahr von 1817 hin, wo die Kantone einander schnöde im Stiche liessen und verlangt kategorisch eine Aenderung unserer Staatsverfassung, an der Tagsatzung werde doch alles ad audiendum et referendum genommen. Zum Schlusse ermahnt er daher seine Freunde, vor allem die Jugend, dahin zu wirken, dass ein neuer, kräftiger Bundesstaat erwache. Alle Regierungen der Schweiz müssen erkennen, dass sie bloss aus dem Volke, durch das Volk und für das Volk da seien.

Durch die Rede von Dr. Schinz war der Helvetischen Gesellschaft der Weg vorgezeichnet, er führte zur Revision der 15er-Verfassung und

zum Bundesstaat. In diesem Sinne wirkte besonders ihr Präsident von 1831, Dr. Casimir Pfyffer. In seiner Rede vor der Gesellschaft pries er das Wunderjahr von 1830, von dem er nicht nur grosse Fortschritte für die Politik, sondern auch für die ganze menschliche Kultur erwartete. Als seine nächste Folge betrachtete er die Bundesrevision, indem er ihrem verstorbenen Vorkämpfer Paul Usteri Worte hoher Anerkennung widmete. Ein gemütvoller und witziger Redner, Dr. Anton Henne von Sargans, verstieg sich sogar als Berichterstatter über die Jahre 1832 und 1833 zu der gewagten Behauptung: Die eine Schweiz war mein Traum in der Wiege. Im letztern Jahre trat auch der bekannte Thurgauer Pfarrer Thomas Bornhauser als Präsident mit einer pathetischen Rede vor die Versammlung und wettete gegen den Sarnerbund und die Reaktion in Basel, Neuenburg und den Urkantonen. Bei dieser Gelegenheit legte Dr. Troxler für die nach der Schweiz geflüchteten Polen ein Wort ein, von denen einige durch ihre Anwesenheit der Tagung ein besonderes Aussehen verliehen. Neben den radikalen Stürmern und Drängern fanden sich in der Gesellschaft auch Männer von massvollerer Gesinnung, die zur Milde und Versöhnung mahnten, so der bereits genannte Landammann Sidler und die Zürcher Bürgermeister Melchior Hirzel und J. J. Hess. Nach diesem ist die ideale Richtung des Volkslebens durch materielle Interessen etwas irregeleitet worden. Die Begeisterung für die Freiheit und Unabhängigkeit eines Landes hat, wenn sie nicht mit der Idee Hand in Hand geht, dass Recht und Gerechtigkeit in diesem Lande wohnen sollen, beinahe nur den Wert eines Rausches. Der Staat, der die Freiheitsrechte anerkennt, übernimmt auch die Pflicht, sie zu schützen gegen Gewalt und Missbrauch. Auch im Kampfe der Parteien darf das Recht nicht verletzt werden. Steuert nach den Sternen, nicht nach den Winden!

Nach 1838 fanden die Tagungen infolge des Züriluputsches und der Freischarenzüge nur noch in unregelmässiger Folge statt, um nach 1847 während mehr als zehn Jahren gänzlich auszufallen. Als zum letzten Male wieder eine solche in Brugg abgehalten wurde, war ihr altes Ziel, die Einigung der Schweiz zu einem Bundesstaat, bereits erreicht und neue Bestrebungen, vor allem der Bau der Eisenbahnen, erregten das öffentliche Interesse. Umsonst meinte der damalige Präsident der Gesellschaft, sie habe neben andern Vereinigungen mit ähnlichen Zielen immer noch ihre Daseinsberechtigung. Ihre Stunde war abgelaufen und schlug erst wieder, als 1914 die Gefahren des Weltkrieges auch unser Land bedrohten und patriotische Männer zu einer Neuen Helvetischen Gesellschaft sich zusammenschlossen.

Damit man die Anteilnahme Oltens an der Helvetischen Gesellschaft eher begreife, dürfte es angezeigt sein, zum Schlusse noch ein kurzes Wort über die Zustände in dem Städtchen gegen das Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beizufügen. Pater Ildefons von Arx hat in der Geschichte seiner Vaterstadt mit Bitterkeit darauf hingewiesen, dass das geistige Leben darin gering war und vor allem das Schulwesen darniederlag. Dagegen hatte Olten im 18. Jahrhundert neben dem alteingesessenen Handwerk und Gastgewerbe in der Strumpf- und Kappenfabrikation einen lohnenden Verdienst gewonnen. Sie beschäftigte zeitweilig über 1000 Heimarbeiter in der Stadt und auf der umliegenden Landschaft. Recht einträglich war endlich auch der Drahtzug im Hammer und der Kaufladen von Salzfaktor Konrad Munzinger, dem Vater des spätern Bundesrates. Diese gehobene wirtschaftliche Stellung der Bürgerschaft vertrug sich in der Folge nicht mehr mit der politischen Abhängigkeit von der Hauptstadt. Vorerst war ihr Interesse an den Tagungen der Gesellschaft nicht gross gewesen, es fanden sich doch meistens nur Männer aus aristokratischen Kreisen in dem bescheidenen Untertanenstädtchen zusammen. Ildefons von Arx selbst erwähnt in seiner 1802 erschienenen Geschichte der Stadt Olten die Versammlungen nur mit einem kurzen Satze, der zudem noch Unrichtigkeiten in der Datierung enthält. Die Oltner aber, die zur Zeit der Helvetik eine Rolle spielten, die Cartier, Hammer und Disteli, waren einseitige Parteimänner von beschränktem Horizont, gar nicht nach dem Herzen eines Rengger.

Erst das Geschichtswerk des Ildefons von Arx hat die Bürgerschaft aus der Lethargie aufgerüttelt, und die Zeit der Mediation ihr grössere politische Bewegung verschafft, während der aristokratische Staatsstreich vom Januar 1814 sie wieder zur frühern Untertänigkeit herabdrückte. Zwei Aufstände gegen sie wurden mit bernischer Hilfe niedergeworfen, Olten militärisch besetzt, seine Rädelsführer aus den Familien Munzinger und Frei wurden bestraft und ihnen die Kosten der Besetzung aufgebürdet. Seitdem standen sie in scharfer Opposition gegen die Regierung und sann auf Mittel und Wege, um sich von ihrem Drucke zu befreien. Vor allem wirkten sie mit andern Gleichgesinnten für eine bessere Bildung und Erziehung ihrer Mitbürger durch die Gründung einer Lesegesellschaft, durch Theater und musikalische Aufführungen, durch Verbesserung der bestehenden Schulverhältnisse. Mit zäher Energie gegen zahlreiche Widerstände der weltlichen und geistlichen Obrigkeit und der eigenen Bürgerschaft setzten sie es durch, dass die Zahl der Schulen vermehrt und endlich 1840 das erste städtische Schulhaus an der Kirchgasse gebaut wurde. Für alle diese



Bestrebungen suchten sie Halt und Stütze bei der Helvetischen Gesellschaft. In diesem Arsenal holten sie ihre geistigen Waffen im Kampfe gegen die hauptstädtische Aristokratie. Der Zuzug aus Olten zu den Versammlungen wurde daher während der Restauration und Regeneration immer grösser, sodass 1842 unter den ungefähr 300 Mitgliedern rund 50 aus dem Kanton Solothurn, darunter 30 aus Olten, stammten. Ausser den bereits Genannten gehörten dazu unter andern Gerichtspräsident Viktor Munzinger und Theodor Munzinger, der spätere Nationalrat und Centralbahndirektor Johann Trog, der die Gesellschaft 1841 in Aarau präsiidierte, Lehrer Martin Gisi, der Vater von Professor Gisi, der spätere Bundesrat Bernhard Hammer, damals Gerichtsstatthalter, Amtschreiber Benedikt Schmid, später Stadtammann, mütterlicherseits der Grossvater von Ständerat Dr. H. Dietschi, Adrian von Arx, der Grossvater des verstorbenen Bundesrichters. Natürlich waren auch die Gastwirte zur „Krone“, zum „Turm“ und zum „Halbmond“ unter den Mitgliedern. Als einer der letzten Oltner trat 1858 noch Dr. Eugen Munzinger, der erste Chefarzt des Kantonsspitals, der Helvetischen Gesellschaft bei. Er war ein Mann von umfassender Bildung, der seinen Homer so gut kannte wie mancher klassische Philologe und in Athen mit Heinrich Schliemann Freundschaft geschlossen hatte. Um das theatralische Leben seiner Vaterstadt hat er sich grosse Verdienste erworben.

Mehr als 100 Jahre hat die Helvetische Gesellschaft für Freiheit und Vaterland, für Bildung und Erziehung des Volkes gewirkt; den Untergang der alten Eidgenossenschaft hat sie nicht hindern können, aber sie hat den Samen ausgestreut, der nach den Stürmen der Revolution aufgehen und Früchte tragen sollte. Sie hat mitgeholfen, die reife Ernte rechtzeitig in die Scheune zu bringen. Heute noch leben wir davon. Es ist von symbolischer Bedeutung, dass der Estrich der „Krone“, in dem die Mitglieder zusammenkamen, als Kornschütte diente. Gerade jetzt, da wir zum hundertsten Male in ernster Zeit unser politisches Erntefest feiern, haben wir alle Ursache, uns dankbar der Männer der Helvetischen Gesellschaft zu erinnern und auch die Orte nicht zu vergessen, wo sie sich regelmässig jahrelang versammelten, Schinznach und Olten.

\*

Für verschiedene Hinweise bin ich Alt-Ständerat Dr. Hugo Dietschi zu Dank verpflichtet, andere Mitteilungen verdanke ich Lehrer Louis Jäggi in Lüterkofen, Fürsprech Hans Lätt und Stadtarchivar Eduard Fischer in Olten.

---